

Dirk Kohn

## Die Provinz lebt

### Über das Comeback einer Problemzone

*Bis in die jüngere Vergangenheit hinein existierte in der Beurteilung des Kleinstädtischen und Dörflichen nur Schwarz oder Weiß, Verachtung oder Verherrlichung. Doch mehr und mehr scheint sich diese Verkrampfung zu lösen. Ohne die Problemlagen auszublenden, wird die Provinz von einem Teil der Gesellschaft gerade wiederentdeckt. Wie konnte es dazu kommen? Und: Was folgt daraus?*

Zugegeben, das Image der sogenannten »Provinz« könnte besser sein. Ländlicher Raum, Peripherie, Hinterland, Kleinstadt, Dorf – bei derlei Begriffen rührt sich schnell der großstädtische Dünkel, rümpft so mancher Zeitgenosse verächtlich die Nase: Mediziner- und Lehrermangel, Überalterung, Internet im Schnecken tempo, kulturelles Brachland, Perspektivlosigkeit usw. – Stillstand eben, wenn nicht gar Rückschritt. Die Liste stereotyper Zuschreibungen ist lang, negativ sind sie fast alle, zum Teil leider auch wahr. Kein Wunder also, dass um solche Orte gern Umgehungsstraßen gebaut werden, damit der Verkehr schneller vorbeifließen kann. Warum sollte man dort auch anhalten, geschweige denn wohnen wollen?

Durch die Blut-und-Boden-Romantik im Nationalsozialismus wurde das Kleinstädtische und Dörfliche vollkommen diskreditiert, die Kitschindustrie besorgte nach dem Krieg den Rest. Ende der 60er Jahre entwickelte sich dann eine Gegenströmung. Junge Autoren und Filmemacher setzten sich zum Ziel, kritisch über die Provinz zu reflektieren. Aufarbeitung war nun angesagt. Doch das Pendel schlug sogleich ins andere Extrem um: Aus der dörflichen Idylle und Behaglichkeit früherer Machwerke wurde nun ein Ort der Enge, des Unbehagens, gar des Verbrechens. Das neue Genre des ambitionierten »Antiheimatfilms« entstand. Dessen Hauptwerk etwa – *Jagdscenen aus Niederbayern*, Regie: Peter Fleischmann, 1969 – schilderte die



Dirk Kohn

(\* 1962) Redaktion NG/FH, ist Politik- und Wirtschaftswissenschaftler.

dirk.kohn@fes.de

Verfolgung eines Homosexuellen durch fanatische Dörfler. Abseits der Modernität urbaner »Zivilisation«, so die Kernthese, liegt das »Stammesterritorium der Kleinstbürger« (Heinz Schilling) – diese manichäische Weltansicht wurde prägend und blieb es – über Jahrzehnte.

Seit einigen Jahren aber feiert der totesagte »Heimatfilm« – vom Kitsch befreit – als »Neuer Deutscher Heimatfilm« fröhliche Urständ. Mit Regisseuren wie Marcus H. Rosenmüller oder Christian Petzold hat das deutsche Kino die Provinz neu entdeckt. »Nicht Naivität, sondern ein spannendes Selbstverständnis spricht aus den neuen Heimatproduktionen«, schrieb *Der Spiegel*.

Und auch in der Literatur hat sich das einst festgefügte Bild verschoben: Sicherlich riecht die ländliche Idylle bis hinein in die neuen Romane zuweilen noch muffig, zeichnet sich ab und an durch Enge aus, durch Ausgrenzung, Langeweile und Einsamkeit. In der einzigen Gastwirtschaft im Ort wird dann abends auch schon einmal zum Wendler getanzt, wo tagsüber die arbeitslosen Bauern vor ihren Bieren sitzen.

Soweit das Altbekannte. Doch der Fokus ist zunehmend differenzierter: Viele dieser neueren Bücher sind zwar einerseits Anti-Heimatromane, aber auch Heimatromane, keine sonst übliche Distanzierungsliteratur eben, eher ein Mentalitätsporträt der Generation um die 40, die sich auf die Suche begeben zu haben scheint: nach den eigenen Wurzeln, nach dem eigenen Platz im Leben. Im Zentrum stehen existenzielle Fragen: Wo komme ich her, wo gehöre ich hin? Wie geht man um mit der eigenen Geschichte, wie mit dem Verlust von Heimat etc.? Der Provinz- bzw. »Heimat«-Begriff scheint offensichtlich neu codiert, wenn nicht gar »gereinigt« zu sein. Man kann sich ihm jedenfalls wieder unbefangener nähern. Autoren wie Andreas Maier, Stephan Thome, Jan Brandt u.v.a. entdecken in der Heimat durchaus Positives, Sicherheitsspendendes und Bewahrenswertes, gar »Entlastendes«.

»Haben wir dieses, nach einer unnachahmlichen Formulierung des Essayisten Karl Heinz Bohrer, »harmlose Bild föderaler, fettprangender Provinzen zwischen Karneval und Weinernte« nicht von Herzen verspottet? (...) Die Schrecken des Dorfes, die Hintertriebenheit der Kleinstadt, die versteckte Bosheit des Kleinbürgertums wurden darin schonungslos entlarvt und bis in die letzten faulen Winkel verfolgt und literarisch vor Gericht gestellt. (...) Das ist noch nicht lange her. Und nun richtet sich eine junge Generation deutscher Autoren wieder ein in einer deutschen Literaturprovinz. (...) Vor der verborgenen Fratze hinter dem Biedermanns Gesicht der Kleinstadt scheint sich niemand mehr zu fürchten«, schrieb etwa Iris Raddisch in der *ZEIT*. Über Jahrzehnte liebevoll gepflegte Vorurteile und Weltbilder müssen nun also neu überdacht werden.

Der »neue Blick« auf das Ländliche, das Kleinteilige und Provinzielle hat – trotz aller nicht zu leugnenden Probleme in den Regionen – geradezu die Renaissance eines gesellschaftlichen Subsystems be-

fördert. Martin Reichert, Hilal Sezgin, Dieter Moor u.a. haben inzwischen als Selbsterfahrungsbücher verpackte Plädoyers für das Leben auf dem Land vorgelegt. »Landlust« (so auch der Titel von Reicherts Buch) lautet heute die Devise. Die zweimonatlich erscheinende Zeitschrift gleichen Namens mit einer verkauften Auflage von etwa einer Million (!) hat bereits eine Reihe von Derivaten hervorgebracht – *Liebes Land, Landlddee, Landleben, HörZu Heimat* u.a. – und einen eigenen Ableger im TV.

### Warum aufs Land?

Das ist nur konsequent, spiegelt doch dieser Trend am Zeitschriftenmarkt einen allgemeinen gesellschaftlichen Wandel wider. Auch die Stadtbevölkerung entdeckt ihre Liebe zur Natur. Denn sie ist »überreizt« schreibt *Der Spiegel* z.B. über die Hauptstadt: »Die Berliner leben in einer Metropole, aber sie möchten eine Heimat haben.« Selbst das Spießeridyll der Laubentpieperkolonie erlebt in diesem Kontext ein Comeback. Mehr als die Hälfte aller Kleingartenvereine führt inzwischen Wartelisten, und die Pächter werden immer jünger. *Urban gardening* lautet hier das Stichwort, *urban farming* ein anderes. Hier zieht die Landwirtschaft in die Städte. »Eine andere Welt ist pflanzbar«, haben sich daneben die Vertreter des sogenannten *guerilla gardening* auf die Fahnen geschrieben. Ihr »Kampfgebiet« ist die Stadtbrache, die trostlose Mauer, das verkommene Stückchen Erde um den Baum vor der Haustür. Und seitdem der Zusammenhang zwischen sinnlicher Naturerfahrung und Gesundheit wissenschaftlich belegt und ebenso bekannt ist, dass sich die zunehmende Entfremdung von der Natur gerade bei Kindern und Jugendlichen negativ auf deren Entwicklung auswirkt, wird von offizieller Seite fleißig gegengesteuert. So entstehen beispielsweise seit rund zehn Jahren in den

Städten immer mehr sogenannte »Naturerfahrungsräume«.

Das Überschaubare, Gemächliche und Natürliche ist der »Gegenentwurf zur Großstadtmoderne, die ihre Teilnehmer sämtlich überfordert. Die erschöpften, an der Modernisierung wundgeriebenen Seelen finden brüchigen Halt« (Raddisch). Und es führt den schon älteren Trend des *Cocooning* fort, den Rückzug in die eigenen vier Wände oder eben auf die eigene Scholle. Angesicht eines Gefühls der Unsicherheit und der Bedrohungen in der globalisierten Welt erscheint die »Flucht ins Paradiesgärtlein streng privater Glücksbemühungen« (Raddisch) als einzig logische Reaktion.

Bereits Ende des 19., Anfang des 20. Jahrhunderts gab es eine ähnliche Bewegung. Georg Simmel etwa beschrieb in seinem berühmten, 1903 erschienenen Aufsatz *Die Großstädte und das Geistesleben* die Stadt zwar als den klassischen Ort der Moderne, nicht aber ohne auch auf die Verwerfungen hinzuweisen. Schriftsteller wie die Österreicher Peter Rosegger und Hermann Bahr verkündeten von den Großstädten aus die »Entdeckung der Provinz« als Gegenentwurf zum »Moloch der Moderne« und »Pfuhl der Großstadt«.

Auch wenn dieser scharfe Kontrast heute so nicht mehr gegeben ist, die einstige »Problemzone« mutiert mehr und mehr zu einer Art »Sehnsuchtsort«. Diese Wiederauferstehung hat viele Gründe. Ruhe zum Nachdenken findet man hier, Natur zum Entspannen, abseits des Getöses der Großstadt. Die Überschaubarkeit der Provinz lässt offenbar viel Raum für das eigentlich Wichtige. Mobilität und moderne Kommunikationsmittel ermöglichen es heute, gleichzeitig die Vorteile des Stadt- und Landlebens zu kombinieren. Der Boom der sogenannten »Speckgürtel« am Rande der Großstädte ist dafür ein Beleg. Und: »Für eine Generation, die in Thailand Urlaub macht, in Madrid studiert und beim Vietnamesen zu Mittag isst, hat die Enge der Hei-

mat ihren Schrecken längst verloren« (Susanne Kippenberger, *Tagesspiegel*). Großstadt und Dorf können letztlich als gegenseitige Korrektive wirken. Und die Menschen möchten das zunehmend nutzen.

### Vitale Kulturlandschaft

Doch will man ernsthaft in einer Region *wohnen*, in der anscheinend »schon der Regen eine Zerstreuung« ist, wie im 19. Jahrhundert der französische Schriftsteller Edmond de Goncourt spottete? Der Deutsche Kulturrat untersuchte in seiner Zeitschrift *politik und kultur* über zwei Jahre die »Kulturlandschaft Deutschland« und wollte dabei u.a. neue »Kulturräume entdecken«. Fündig wurde er vor allem abseits der Städte und konstatierte: »Die Provinz lebt«. Tourneetheater, Kulturscheunen und -zelte, Sommerkonzerte, Kunstparcours, hochrangige Musikfestivals, gar Operninszenierungen; im ländlichen Raum hat sich in den letzten zwei Jahrzehnten eine vitale Kulturlandschaft etabliert, die zudem mit einer geringen öffentlichen Förderung auskommt, dafür aber in den allermeisten Fällen durch privaten Idealismus, politisches *backing* und unternehmerische Förderung getragen wird.

So bedeutet auch die Kürzung öffentlicher Mittel in der Provinz nicht automatisch das Aus für Kultur. Ganz im Gegenteil. Als beispielsweise 2002 in der Lutherstadt Wittenberg das Mitteldeutsche Landestheater geschlossen werden musste, gründete sich in der Folgezeit eine Vielzahl von Theaterinitiativen und das Projekt »Bühne Wittenberg« wurde ins Leben gerufen. Mangels Alternativen ist nämlich in der Peripherie vielfach die persönliche Bindung an Kultureinrichtungen deutlich stärker als in den Großstädten. Das eigentliche Potenzial der »Provinz«-Kultur liegt in der lokalen und regionalen Verankerung, Orientierung an der konkreten gesellschaftlichen Situation und den kom-

munikativen Bedürfnissen der ansässigen Bevölkerung. Regionale Kunstnetzwerke spielen zudem eine entscheidende Rolle. Gefordert ist hier aber zugegebenermaßen die Schärfung des Blicks für die »kleinen Dinge«, nicht der hysterische Event-Reflex der Metropolen.

Diese Ausbreitung von Kultur in die Fläche macht beispielhaft deutlich, dass eine scharfe Trennung zwischen Metropole und Provinz heute nicht mehr haltbar ist. Auch sind sich der *homo urbanus* und der *homo rusticus* viel ähnlicher, als oft suggeriert wird. So hat der Humangeograf Peter Dirksmeier in seiner Studie *Urbanität als Habitus* festgestellt, dass sich die Einstellungen und Lebensformen auf dem Land und in der Stadt angeglichen haben. Die

Landschaft hat sich in vielen Bereichen urbanisiert. Nun ruralisiert sich scheinbar die Stadt. Die Differenzen haben sich eingeebnet – nicht überall, nicht vollständig, aber tendenziell. Denn: »Provinz« braucht heute keinen Ort mehr, sondern ist zu einem gesellschaftlichen Phänomen geworden« (Kolja Mensing). Und das liegt nicht nur daran, dass sich die Einkaufsmeilen von Berlin-Wilmersdorf und Gummersbach kaum noch unterscheiden und auch in der Großstadt viele ihren Kiez aus Bequemlichkeit gar nicht mehr verlassen. Enge entsteht auch durch das Fehlen der – v.a. finanziellen – Mittel zur gesellschaftlichen Teilhabe. Bedauerlicherweise schreitet aber gerade diese Form der Provinzialisierung voran. ■

Wolfgang Schroeder

## Schrumpfen und Wachsen im kooperativen Föderalismus

*Der Diskurs über den demografischen Wandel scheint zu pauschalen, apokalyptischen und vor allem entsolidarisierenden Politikmodellen einzuladen. Die Rede von den »sterbenden Dörfern« oder gar vom »Aussterben der Deutschen« illustriert dies. Einer aufgeklärten sozialdemokratischen Perspektive sollte es aber darum gehen, zu definieren, wie der demografische Wandel wirkt, welche Belastungen und Chancen für spezifische Gruppen und Regionen daraus folgen und was zu tun ist. Unser Autor schildert dies im Folgenden am Beispiel des ostdeutschen Bundeslandes Brandenburg.*

### Wolfgang Schroeder

(\*1960) ist Professor an der Universität Kassel, Fachgebiet »Politisches System der Bundesrepublik Deutschland/Staatlichkeit im Wandel« (zur Zeit beurlaubt), gegenwärtig ist er Staatssekretär im Ministerium für Arbeit, Soziales, Frauen und Familie des Landes Brandenburg.  
wolfgang.schroeder@uni-kassel.de



Entwicklungen gefunden. Denn sowohl für Deutschland als Ganzes als auch für Brandenburg gilt, dass Wachstum und Schrumpfung parallel stattfinden. Negative Folgen regional ungleicher Entwicklung sind traditionell große Herausforderungen für einen föderalen Bundesstaat. Deshalb hat sich die Bundesrepublik mit ihrem Grundgesetz den Auftrag gegeben, dass die Lebenschancen ihrer Bevölkerung nicht von der regionalen Lage abhängig sein dürfen. Bis 1994 leitete sich daraus der Auftrag ab, »einheitliche Lebensverhält-

**W**eder für Deutschland noch für Brandenburg ist mit dem Befund eines »Weniger« bereits ein tieferes Verständnis der widersprüchlichen demografischen